

Drama in drei Akten

Die US-Philosophin Nancy Fraser diskutiert mit Wissenschaftlerinnen des Cornelia Goethe Centrums über die Zukunft des Feminismus

Für jemanden, der sein Publikum gleich auf ein „Drama in drei Akten“ einstimmen wird, ist Nancy Fraser erstaunlich gut gelaunt. Die US-Wissenschaftlerin lacht vom Podium herunter, während die Frankfurter Politik-Professorin Ursula Apitzsch vorsichtshalber ankündigt, dass die bekannte Gender-Forscherin gleich Dynamit zünden wird. Zwar sieht Fraser auf den ersten Blick nicht so aus, als führe sie Explosives mit sich. Doch ihre Ansichten über Feminismus und Neoliberalismus haben für hitzige Debatten gesorgt.

Die Sozialphilosophin behauptet, dass die zweite Welle der Frauenbewegung unbeabsichtigt zum Aufstieg des Neoliberalismus in den 1980er und -90er Jahren beigetragen hat. Dahinter steckt ihre analytische Beobachtung, dass aus einer radikalen und grundsätzlichen feministischen Kritik am Gesellschaftssystem nach und nach politischer Mainstream geworden sei. So ist beispielsweise nach Ansicht von Feministinnen „Diversity“, die Anerkennung der Vielfalt, zum Aushängeschild einer neuen Unternehmenskultur mit dem Ziel der Gewinnmaximierung geworden. Für die dezidiert linke Kapitalismuskritikerin Fraser ist die Frauenbewegung hier mit ihren ursprünglichen Zielen in eine gefährliche Falle getappt, aus der sie sich nun mühsam wieder befreien muss. Denn die kritische Stimme eines

neuen Feminismus werde gerade in der aktuellen Wirtschaftskrise dringend gebraucht, meint Fraser.

Erwerbsarbeit wird bezahlt – Haus- und Fürsorgearbeit nicht

Das Cover ihres neuesten Buches „Fortunes of Feminism“ mit seiner Gliederung in drei Kapitel zeigt klar, warum Fraser die Fortschritte bei der Gleichberechtigung kritisch sieht: Auf dem Einband vorn ist eine Hotelangestellte in ihrer Dienstuniform zu sehen. Auf der



Nancy Fraser stellt in Frankfurt ihr neues Buch „Fortunes of Feminism“ vor.

Foto: Kristina Schäfer

Rückseite erscheint dieselbe Frau, wie sie zu Hause in ihrer eigenen Kleidung am Bügeltisch steht. Fraser nennt das den „Double-Shift“-Effekt, weil sich trotz der Fortschritte bei der Gleichberechtigung von Mann und Frau auf dem

Arbeitsmarkt an einem Kernproblem aus feministischer Sicht nichts verändert hat: Die Erwerbsarbeit wird bezahlt, die Haus- und Fürsorgearbeit nicht. Von einer grundsätzlichen Neuorganisation der Arbeit zwischen den Geschlechtern sieht Fraser die globalisierte Welt weit entfernt.

Daran haben auch die Zuhörerinnen und Zuhörer des Round-Table-Gesprächs an der Goethe-Universität durchaus ihren Anteil. „Wir können auch deshalb hier sitzen, weil andere Frauen auf unsere Kinder aufpassen und unseren Haushalt machen“, sagt Fraser. Mit diesem Satz berührt sie die Lebenswirklichkeit sowohl der Studierenden als auch der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, mit denen sie an diesem Nachmittag diskutiert. Denn damit steht die Frage im Raum, wer den Preis für die eigene Bildungskarriere und den Erfolg im Beruf zahlt: Die schlecht entlohnte Tagesmutter zu Hause? Die schwarz bezahlte Putzfrau? Die Mutter zweier Kinder aus Ungarn, die ihre Familie monatelang verlässt, um in Deutschland Senioren zu pflegen? Oder der polnische Handwerker, der Familien in Deutschland hilft, während er seine eigenen Kinder nur zweimal im Jahr sieht?

Sie sei nicht grundsätzlich dagegen, dass Pflege und andere so genannte reproduktive Arbeit zur Handelsware geworden sei. Es gehe nicht darum, diese Arbeit zu verbieten, aber sie müsse gerecht entlohnt werden, fordert Fraser. In diesem Punkt trifft sie sich mit dem Anliegen des Cornelia Goethe Centrums, das die so genannte Care-Arbeit in verschiedenen Forschungsprojekten in den Blick nimmt – etwa mit Professorin Helma Lutz, die globale Versor-

gungsketten und ihre Auswirkungen untersucht („The Care Curtain of Europe“).

Alte Frage nach der Rollenteilung bleibt aktuell

Für Deutschland scheint das Modell des Mannes als Allein-Ernährer und der Frau als „Kümmerin“ für Kinder, Haushalt und Pflege auf den ersten Blick zwar ein überholtes Modell aus den 50er Jahren zu sein. Doch die alte Frage nach der

beitet und die Frau sich vor allem um die Kinder kümmert – in diesem Punkt sehe ich ein Land, das sich noch nicht völlig modernisiert hat“, formuliert sie vorsichtig.

Deutlicher wird da eine 23-jährige Hebamme und Soziologiestudentin, die das Round-Table-Gespräch mit Fraser aufmerksam verfolgt hat: „Ich möchte Familie, aber auch Karriere. Dazwischen ist eine große Kluft, und ich stehe irgendwo dazwischen“, sagt sie

Linke Feministin

Nancy Fraser, geboren 1947 in Baltimore, gehört zu den bekanntesten Feministinnen weltweit. Die Professorin für Philosophie und Politik an der New School for Social Research in New York ist zurzeit auf Einladung des DFG-Projekts „Justitia Amplificata“ Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität in Bad Homburg. Mit ihren Arbeiten zur sozialen und politischen Theorie und zur Ideengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hat sie die zeitgenössische feministische Theorie entscheidend geprägt. Gerade ist ihr Buch „Fortunes of Feminism. From State-Managed Capitalism to Neoliberal Crisis“ erschienen. Der Essay-Band analysiert die Entwicklung feministischer Bewegungen in drei Akten: von den 1970er Jahren bis heute.

Rollenteilung beschäftigt die jungen Frauen der neuen Generation nach wie vor. Fraser, die zunächst als Gastdozentin an der FU Berlin war und nun als Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg tätig ist, hat dazu ihre ganz eigenen Beobachtungen in einem Land gemacht, dass die Wirtschaftskrise in Europa gut zu überstehen scheint: „Ich erlebe eine sehr geordnete und prosperierende Gesellschaft“, schildert Fraser dem UniReport ihre Eindrücke. Gemünzt auf die Ideen der Frauenbewegung hört sich das so an: „Deutschland ist offenbar reich genug geblieben, um das alte Modell zu stützen, dass der Mann ar-

und wünscht sich einen neuen Feminismus, der genau das thematisiert und dafür wertgeschätzt wird. Sie gibt Fraser recht, dass Teile des Feminismus mit dem Neoliberalismus eine ungute Allianz eingegangen seien. „Feminismus ist heute kaum noch sichtbar – und auch nicht mehr gewünscht“, bedauert die Studentin.

Sie selbst nimmt das Wort Feminismus im Alltag schon lange nicht mehr in den Mund und spricht stattdessen lieber von „emanzipatorischer Bewegung“: „Sonst fühlen sich die Männer gar nicht erst angesprochen.“

Katja Irle